Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 2. Bromberg, den 3. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(37. Fortsetzung.)

Gott ist mein Zeuge, ich geh' nicht leicht. Und dich, Mutter, trifft's gar ins Herz. Aber es muß sein, glaub' mir, und mein Trost ist, daß wir einst beide diese Stunde segnen werden. Auch du, wenn du mich glücklich siehst, denn du hast ja immer nur für mich gelebt. Die Leute sagen, es ist Pflicht der Mutter, für ihr Kind zu sorgen, aber du hast all die Jahre tausendmal mehr getan als deine Pflicht. Und wie wenig Freuden hab' ich dir gemacht — und nun diesen Schmerz. Aber ich kann nicht anders, ich kann nicht!

Das Geld da gehört dir, als Sparpfennig für deine alten Tage. Ich rat' dir, leg es in die Sparkasse, das bringt wenig Zinsen, ist aber sicher. Du darfst nicht glauben, daß ich dir damit deine Liebe bezahlen oder mich gar von dir loskaufen will. Ich will dir oft schreiben und dich besuchen, so oft es möglich ist, und treu für dich sorgen.

Mutter, liebe Mutter, verzeih' mir und leb' wohl."

Die Schrift war etwas undeutlich, weil seine Hand zitterte. Auch war an einer Stelle ein Tropfen aufs Papier gefallen.

Nun packte er seine Wäsche in ein Ränzelchen, das er aus seiner Fuhrmannszeit hatte, und legte die Bücher dazu. Dann griff er zu einer Schere und trat, die Kerze in der Hand, vor sein Spiegelchen. Es war ein bleiches, aber entschlossenes Antlitz, das ihm daraus entgegenblickte. Er legte die Schere an die Schläfen und schnitt sich die Wangenlöckchen ab.

Dann griff er zum Kaftan, den er mitnehmen wollte, um auch ihn „deutsch" zu machen. Er schnitt zwei Spannen ab und nähte den Rand zu, so gut er konnte.

Während dieser Arbeit hielt er oft inne und lauschte bang. Das Glöckchen klang in dieser Nacht nicht wieder, das Wetter war gar zu schlimm geworden. Der Ostwind war zum Sturm angewachsen, umheulte das Haus und wirbelte den Schnee hoch empor. Es war eine böse Nacht.

Gegen die vierte Morgenstunde war er fertig. Nun hatte er nur noch eins zu verrichten: sein Morgengebet. er schlang den Gebetriemen um Haupt und Arm, schlug sein altes Büchlein auf und betete inbrünstig. Seine Seele lag vor Gott im Staube und flehte um Trost für die Mutter, um Gedeihen auf seinen Wegen. „Du hilfst denen, die reinen Herzens sind und das Gute wollen —" ja, er durfte auf Gottes Hilfe vertrauen. . . .

Als er das Büchlein zuklappen wollte, fielen ihm wieder einmal jene seltsamen Widmungen ins Auge, die er seither so oft gelesen. „Dies Büchlein soll meinem Kinde gehören, es ist das einzige, was ich ihm vermachen kann. Aber da ich nun weiß, wie gnädig der Herr ist, so weiß ich auch, daß dies Büchlein meinem Kind zum Segen sein wird."

„Armer Mann", dachte er, „dein Segen gehört nicht mir, aber von deinem Büchlein will ich mich doch nie trennen". Er steckte es in die Tasche seines Mantels, hob das Ränzel auf die Schultern, griff nach Hut und Stock und kletterte die Treppe hinab.

Im Flur vor der Schlafkammer der Mutter hielt er an und lauschte. Aber er konnte die Atemzüge der alten Frau nicht vernehmen, der Wind heulte zu laut.

Geräuschlos suchte er die Tür zu öffnen. Der eisige Sturm fuhr herein, er mußte alle Kraft aufbieten, sie wieder zu schließen. Wie betäubt stand er einen Augenblick still, so schneidend umschnob ihn der Wind, und die Schneesplitter stachen ihm in die Augen.

Dann aber richtete er sich entschlossen auf und schritt in die Nacht hinaus, einem neuen Leben entgegen.

* * *

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Hunderte von Meilen erstreckt sich die Ebene gegen Osten, darum hat der Wind, der von dieser Seite weht, eine furchtbare Gewalt, und wächst er zum Sturm an, so bergen sich Mensch und Tier vor seinem tötenden Odem und trauen sich nicht eher hervor, bis er ausgetobt. „Gott, dem Teufel und dem Oststurm kann niemand widerstehen", geht das Sprichwort in Podolien. Er läßt das Blut erstarren, wirft den Stärksten wie einen Halm nieder und begräbt ihn unter dem Schnee, den er haushoch emporwirbelt! Wütet er mit voller Wucht, so ist kein Entrinnen vor ihm, und alles Leben, das ihm in die grausamen Fänge gerät, erstickt und verkommt.

Noch hatte der „Verderber", wie sie ihn in der Ebene nennen, in dieser Nacht nicht seine volle Kraft gewonnen. Aber furchtbar genug trieb er es schon, und nach hundert Schritten mußte sich Sender sagen, daß er ein törichtes Wagnis begonnen — nicht mehr. An eine ernste Gefahr glaubte er nicht, obwohl er immer wieder mit abgewandtem Antlitz, den Rücken gebeugt, die Füße breit auseinandergestemmt stehen bleiben mußte, bis ein Windstoß vorüber war, und auch dann nur langsam, Schritt für Schritt vorwärts kam, weil der Fuß im Schnee versank und die eisige Luft das Atmen erschwerte. Aber er hatte nicht umsonst Jahre seines Lebens auf der Landstraße zugebracht. „Zum Schlimmsten kommt's heut' schwerlich", dachte er, „gegen Morgen wird's besser." — Freilich war's eine volle Meile bis Miaskowka, aber wenn er erst den Fußweg erreichte, der etwa halben Weges von der Heerstraße abzweigt, dann ging's leichter. Der Fußweg kürzte die Straße ab und ging durch eine Schlucht, wo der Sturm gelinder war. Und er arbeitete sich weiter, von einer Pappel zur anderen, die an der Straße standen, schwer atmend, in Schweiß gebadet, so lang er vorwärts stapfte, dann erstarrend, wenn er innehalten mußte, aber trotzigen Mutes.

Da urplötzlich, mit einem Schlage, als hätte eine Riesenfaust dem Verderber die Kehle zugeschnürt, verstummte er. Die Luft ward still, der aufgewirbelte Schnee fiel zur Erde, das Dunkel lichtete sich, daß die verschneite Straße weithin sichtbar wurde. „Barmherziger, erbarme Dich!" stöhnte Sender auf und blieb von Entsetzen gelähmt stehen. Er wußte, was diese jähe Stille bedeutete. Der Sturm sammelte neue Kraft, noch eine Minute, und er kam als Orkan wieder, der alles tötete und dann begrub.

„Zurück", dachte er, „das Haus erreiche ich vielleicht wieder, den Hohlweg nicht mehr." Er wandte den Fuß. Da durchfuhr's ihn, daß er sich den Rückweg abgeschnitten, buchstäblich, mit der Schere; ohne Wangenlöckchen, im kurzen Kaftan konnte er der Mutter, den Leuten nicht mehr vor die Augen treten. Und dann war enthüllt ,daß er ein „Deutsch" werden wollte. . . . „Vorwärts!" Und wie ein Verzweifelter eilte er weiter, als gäbe es ein Entfliehen vor dem Verderber.

Aber da war er plötzlich wieder, der Ungeheure. Ein langgezogenes, heulendes Brausen flog ihm voraus, dazwischen dumpfes Dröhnen und Knattern, das Geräusch der splitternden Äste und Bäume; es wurde dunkel, und nun kam er mit entsetzlicher Wucht dahergejagt. Blitzschnell hatte sich Sender auf den Boden geworfen, so allein entging er dem Lose, von dem Rasenden erfaßt und einige Schritte weiter hingeschmettert zu werden. Plattgedrückt lag er auf dem Schnee, das Gesicht nach der sturmfreien Seite gewendet, um atmen zu können.

Aber der Schnee überdeckte ihn immer dichter, er drohte ihn zu ersticken. . . . Er wollte sich erheben; der Orkan drückte ihn nieder. Da raffte er alle Kraft zusammen und kroch auf Händen und Füßen vorwärts, bis er die nächste Pappel erreicht. Hier konnte er wieder atmen, aber nun fühlte er, wie ihm die Kälte langsam die Glieder umschnürte. Noch konnte er sich regen, sie abwehren — aber wie lange. . . .

Da wurde es abermals plötzlich still, grabesstill, nur der aufgerührte Schneestaub fiel mit leisem Klirren nieder, und fern, fern ächzte etwas auf. Vielleicht ein Ast, der sich vom froststarren Stamm löste, vielleicht ein verendendes Tier. Sender suchte sich emporzurichten und blickte um sich. Auf dem Acker zur Rechten sah er im matten Schein des Schnees ein Kreuz ragen; er kannte es, es stand etwa halben Wegs zwischen dem Städtchen und dem Hohlweg; eine Viertelmeile hatte er nun doch zurückgelegt, freilich war die Stille ein böses Zeichen. Noch hatte der Orkan nicht seine volle Höhe erreicht, nun galt es jeden Atemzug nützen, bis er wiederkam. . . .

Und wieder watete er durch den Schnee weiter, so rasch ihn die zitternden Kniee tragen wollten, mit keuchender Brust, schweißbedeckt weiter . . . weiter. . . . Bald mußte zur Rechten eine kleine Kapelle auftauchen, am Feldweg gegen Biala, vielleicht konnte er sie erreichen, ehe der Orkan losbrach. . . . Es spannte alle Sehnen an, da, nicht zehn Schritte weit, schimmerte die Kapelle . . . Aber im selben Augenblick kam der Orkan herangebraust über die ungeheure Ebene, Erde und Himmel ächzten auf und wurden zu einem weißen, brüllenden, stöhnenden Chaos, blitzschnell — ehe sich Sender niederwerfen konnte, fühlte er sich von der Riesenfaust gefaßt und durch die Luft getragen und niedergeschmettert, daß ihm die Sinne vergingen.

Nur einen Augenblick, dann riß ihn die Todesangst empor. Wie eine schwere, eiskalte Hand legte es sich auf sein Antlitz und hielt ihm den Mund zu, daß er sich ersticken fühlte. Der Sturm hatte ihn in den Straßengraben geworfen und mit Schnee bedeckt. Er schlug um sich. „Hilfe, Hilfe!“ röchelte er, nun konnte er wieder atmen. Langsam arbeitete er sich aus dem Graben hervor und kroch zur Kapelle, während über ihm das ungeheure Wüten der Lüfte forttobte.

In der Kapelle brach er halb ohnmächtig zusammen. „Wach bleiben, bei Vernunft bleiben!“ murmelte er und griff nach Schnee, die brennende Stirn zu kühlen. Da fuhr er zusammen, aus einer Ecke der Kapelle kam ein wimmernder Laut, dann ein leises Heulen. Es mußte ein Tier sein, das sich da geborgen. Und nun kam es langsam auf ihn zu — ein Wolf? — ein Hund? Mit wirbelnden Sinnen faßte er seinen Stock und hob ihn. Das Tier kauerte sich nieder und wimmerte und wedelte mit dem Schweif. Nun sah er, es war ein Hund. „Moskal!“ rief er, es ist der verbreitetste Hundename in jener Landschaft. Zufällig mochte er es getroffen haben, der Hund kam heran, leckte ihm die Hände und schmiegte sich dicht an ihn. Sender ließ es geschehen und kraute ihm das Fell. So trösteten und wärmten sie sich gegenseitig, der Mensch und das Tier. Und beide hatten wohl in diesem Augenblick tiefster Angst vor dem Toben der Natur dieselbe und keines eine höhere Empfindung.

Dann begann Sender seine Gedanken zu sammeln. Die schlimmste Gefahr war nun wohl vorbei. Noch tobte der Orkan in ungeschwächter Kraft fort, aber lange, das wußte er, konnte dies nicht mehr währen. Entweder linderte sich allmählich seine Gewalt oder es trat jählings eine neue Stille ein, wo der Verderber gleichsam Atem schöpfte. In beiden Fällen konnte er die Schlucht erreichen, dort war sicherlich leichter vorwärts zu kommen. Denn hier sitzend den Morgen heranwachen, war unmöglich; es wäre der sichere Tod gewesen. Die Kälte war entsetzlich. Wieder fühlte er, wie sie sich um seine Glieder legte, die Füße wurden starr und die Hände. Er sträubte sich dagegen, suchte sich aufzurichten, preßte den Hund fester an sich. Aber seine Bewegungen wurden immer langsamer, seine Kraft verließ ihn. . . . „Schlafen!“ murmelte er und schloß die Augen. „Aber Schlafen ist Tod!“ fuhr es ihm durchs Hirn, und er richtete sich angstvoll auf. Aber sich zu erheben, vermochte er nun nicht mehr. Wieder sanken ihm die Lider zu.

Anders der Hund, vielleicht weil sein Instinkt der schärfere war. Er schüttelte sich und bellte, leckte dem Menschen übers Gesicht und zerrte an seinem Rock. Das brachte Sender wieder zu sich. Er taumelte empor, begann auf und nieder zu stampfen, sich zu schütteln. Dabei kollerte etwas aus seinem Rock zur Erde nieder. Es war sein Gebetbuch. Er hob es auf und umklammerte es mit beiden Händen. Ihm war's, als strömte ihm daraus neue Kraft zu, als hätte er damit Gottes Gewand gefaßt und brauchte es nur festzuhalten, um nicht zu vergehen. Das Gebet, das man in Lebensgefahr zu sprechen hat, fiel ihm wieder bei, er sprach die Worte vor sich hin. „Herr über Leben und Tod, begnade mich zum Leben!“ Der Klang der eigenen Stimme gab ihm neue Kraft, er kauerte sich wieder hin, das Büchlein legte er neben sich und die Rechte drauf, und der Hund kam wieder herangekrochen.

Da wurde es wieder einmal jählings still. Nun auf — zur Schlucht! Sender erhob sich, erst als er ins Freie trat, wurde er gewahr, daß ihm der Orkan den Hut entführt — wer weiß, wie viele Meilen weit. Er band ein Tuch um den Kopf und schritt aus — der Hund folgte. Da erhob sich jenes Ächzen, das er vorhin gehört. Es war ein heiserer, krächzender, langgezogener Laut. Sender erstarrte das Blut; das waren Wölfe! Auch der Hund hatte wohl den Ton erkannt, er blieb, den Schweif eingeklemmt, stehen, und stieß ein ängstliches Heulen aus.

„Das hilft nichts,“ murmelte Sender. „Vorwärts! der Ton scheint von der Straße zu kommen, ich will in die Schlucht. Mit Gott!“ Und er tastete nach dem Büchlein.

Er fand es nicht. Er durchwühlte die Taschen, er hatte es nicht mehr. Da fiel ihm bei, daß es wohl in der Kapelle liegen geblieben. Er blickte zurück, kaum zweihundert Schritte war's bis dahin, aber nicht viel mehr zur Schlucht, und auch diese Stille währte wohl nur kurz. Aber gleichviel, der Hut ließ sich ersetzen, das Büchlein nicht. Und er eilte zurück, der Hund folgte mit freudigen Sprüngen.

Da lag das Buch wirklich zu Füßen des Kreuzes. Er hob es auf — da brach der Orkan wieder los. Abermals war er in der Kapelle festgebannt, von neuem begann der Kampf gegen die Kälte. So geschwächt seine Kraft war, Sender fühlte sich mutiger als früher. Er hielt das Büchlein, das Gewand Gottes, der Sturm mußte sich ja endlich legen. Und nun rötete sich's im Osten, das Licht kam wieder, grau und häßlich, aber doch der Tag, der Tag!

Gegen die siebente Stunde schwieg der Orkan. Sender erhob sich und taumelte zurück; er war zu schwach, die Kniee trugen ihn nicht mehr. Er versuchte es nochmals — nein, es ging nicht. Er mußte ausharren, bis ein Gefährt vorbeikam. Zum Glück hatte sich mit dem Orkan auch die Kälte gebrochen. Wie fast nach jedem Oststurm in der „großen Ebene“, begann nun der Wind aus Westen zu wehen, sanft, warm und weich.

Etwa eine Stunde, nachdem es Tag geworden, kam endlich von Barnow her ein Schlitten. Ein Bauer lenkte ihn, sein Weib lag drin. Der Hund schlug an. Sender trat vor die Kapelle und winkte dem Manne. Es war der Richter von Miaskowka.

„Alle Heiligen!“ rief er und hielt den Schlitten an. „Senderko, wo kommst du her? Hast du die Nacht im Freien verbracht, diese Nacht?“

Sender nickte. „Nehmt mich in Euer Dorf mit,“ bat er. Der Richter war dazu bereit. Nur mit dem Platz ging es nicht so leicht. „Du siehst, mein Weib ist besoffen. Aber wir wollen sie auf die Seite legen.“ Nachdem dies geschehen, konnte Sender sich setzen. Der Hund sprang mit auf.

„Gehört der Köter dir?“ fragte der Richter. „Ein schönes Tier hast du dir da ausgesucht.“

Liebevoll strich der todmatte Mann über das struppige Fell. „Ja, der gehört zu mir,“ erwiderte er, „für immer. Fahrt zu, Richter.“

Die Pferde zogen an. „Du hast mir noch nicht gesagt, wie du herkommst,“ sagte der Bauer. „Und wie du aussiehst! Zum Erschrecken! Und ohne Hut!“

Sender erwiderte, er habe in aller Frühe nach Miaskowka wollen, da habe ihn der Sturm knapp vor der Schlucht eingeholt.

Der Bauer riß die Augen auf. „Durch die Schlucht wolltest du? Da kannst du dem Sturm dankbar sein. Sie ist ja tief verschneit, und es haben sich dort Wölfe festgesetzt. Du wärst nicht lebend davongekommen. Aber was schneidest du für ein sonderbares Gesicht, Jude?“

In der Tat, bewegt genug mochte Senders Antlitz sein. „Das Büchlein hat mich gerettet,“ dachte er. „Gott durch das Büchlein. Wäre ich nicht in die Kapelle zurückgekehrt, es zu holen —“ er schloß die Augen, und ein Schauer überlief ihn. Dann bewegten sich leise seine Lippen zum Dankgebet.

Nach einer Weile begann der Richter wieder: „Verrücktheit, in solcher Nacht nach Miaskowka zu laufen. Und was willst du dort?“

„Ein Geschäft besorgen,“ erwiderte Sender, „mit dem Schänkwirt.“ Er fühlte sich todmüde und mußte nun gleichfalls ruhen. „Dann will ich nach Tluste weiter. Wollt Ihr mich fahren? Ich zahle gut.“

Der Richter schüttelte stolz den Kopf. „Das ist nicht mein Geschäft," sagte er würdevoll. Dann aber kratzte er sich nachdenklich hinter dem Ohr. „Übrigens," sagte er, „ausnahmsweise mag es sein. Wir haben gestern am Wochenmarkt unser ganzes Geld versoffen. Was das für ein Rausch war, kannst du an meinem Weibe sehen. Was wißt ihr verdammten Juden, die ihr uns aussaugt, davon, was der Bauer für ein schweres Leben hat! Ohne Lotterie geht es wirklich nicht mehr! Aber du hast mir ja versprochen . . ."

„Gewiß!" murmelte Sender mühsam. Die Nachwehen der Nacht machten sich nun erst voll fühlbar; jeder Atemzug schmerzte ihn

Taumelnd ging er in die Kammer, die ihm der Schänkwirt im Dorfe anwies, ließ sich einen Tee bereiten und versank, noch ehe er das Glas ganz geleert, in bleiernen Schlaf.

Als er erwachte, empfand er starkes Kopfweh, auch ein Brennen im Rachen und Nase, aber das Stechen in der Lunge war etwas linder geworden. Da er zugleich heftigen Hunger fühlte, schloß er daraus, daß er noch gnädig weggekommen. In der Kammer war Dämmerung, er schob es auf das verhangene Fenster, aber während er sich ankleidete, wurde es immer dunkler; er hatte den ganzen Tag verschlafen.

Der Schänkwirt trug ihm auf, was das arme Haus bieten konnte; der Gast langte tapfer zu. Da stieß etwas Nasses, Kaltes an seine Hand, es war Moskals Schnauze. „Armer Kerl," rief er mitleidig, „hast du auch den Tag über nichts gegessen?" Dann teilte er redlich mit ihm.

Der Wirt setzte sich zu ihm. „Verzeiht, Sender, aber ich halt's vor Neugierde nicht mehr aus! Was wollt Ihr hier? Wo sind Eure Löckchen? Wo die Kaftanschöße?"

Sender dachte nach. „Gut, Euch will ich's sagen, wenn Ihr Schweigen gelobt," flüsterte er ihm zu. „Ich habe in Rabbi Manasses Auftrag etwas in Tluste auszuführen, wobei man mich für einen Christen halten muß. Es ist für die ganze Gemeinde. Erfährt es jemand vor Ablauf eines Monats, so ist der Rabbi verloren. Ihr seht, wir sind in Eurer Hand." — „Hoffentlich hält er jetzt reinen Mund", dachte er. Den Richter, der sich am Abend einfand, bestellte er für den nächsten Morgen.

Wieder schlief er zehn Stunden fest und traumlos. Am Morgen erwachte er mit einem Schnupfen, daß ihm die Augen tränten, fühlte sich aber sonst fast wohl. „Gottlob," dachte er, „es wäre ja aber auch zu entsetzlich gewesen, jetzt zu erkranken." Und als er nun doch Schmerzen in der Brust empfand, zwang er sich förmlich, nicht darauf zu achten. „Ich muß ja gesund sein," dachte er. Fröhlich fuhr er davon, nachdem er von einem Bauer eine Pelzmütze eingehandelt und dem Wirt noch einmal Rabbi Manasses Schicksal auf die Seele gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Tatja Zarewna.

Neujahrsskizze von Hans Hillebrand.

Vom nahen Kirchturm hallten elf Schläge durch die letzte Nacht des Jahres, als Tatja Zarewna die Tür zu ihrer Wohnung, einer vornehmen Pension des Berliner Westens, behutsam öffnete.

Das Licht im Vorraum flammte auf. Es hing da keine Garderobe wie gewöhnlich. Alles, selbst das Personal, schien ausgeflogen. Ach, richtig! Heute war Silvester . . .

Gedankenlos trat sie vor den Spiegel am Tambourtisch, und ordnete wie abendlich ihr leichtgewelltes schwarzes Haar. Es glänzte seidig. Der Schneesturm draußen mochte schuld dran sein, daß einige Locken wider bessere Ordnung rebellierten. Kritisch sah Tatja in den Spiegel. Er zeigte ihr wie immer das gleiche, edle, schmalgeformte Antlitz, aus dessen Marmorblässe unter zartgeschwungenen Brauen die Augen voll verhaltener Gluten schimmerten. Seltsame Augen einer fernen Welt.

Tatja Zarewna hatte zum letzten Male auf europäischem Boden getanzt. Sie, die Tochter eines Moskauer Händlers und einer kaukasischen Odaliske, angesichts des himmelhohen Ararat geboren, mehr Asiatin denn ein Kind des Okzidents! Oh, sie kannte den Wüstensand des Moghan so gut wie die sibirische Steppe, den heiligen Ganges nicht weniger als die „Große Mauer" Chinas, da sie den Vater viel auf Reisen begleitete. Sie lernte spielend fremde Sprachen, chinesisch, englisch, deutsch, ein wenig französisch . . .

Eines Tages lief sie dem Vater fort. Band sich an Tänzerinnen aus Shamakha, die irgend ein Impresario nach Amerika führte. Das Leben lockte!

Neu war die Welt, die sich ihr auftat, aber nicht so farbenfreudig wie daheim. Tatja lachte und tanzte durch den fremden Kontinent von einer Stadt zur anderen. Neuyork und Cincinnati, Rio de Janeiro, Valparaiso rasten Beifall. Sie tanzte asiatisch; verwirrte Köpfe, als hätte sie ein Rausch gepackt. Europas Metropolen folgten. London, Brüssel, Paris, Rom und Wien. Überall das gleiche Schauspiel: Triumphe über Triumphe. Aber als sie nach Berlin kam, schneite es. Da fror die kleine Tatja. Tanzte schlecht, sehr schlecht. Die Deutschen blieben kühl, gemessen und tadelten gerecht. Ein böses Erwachen war das für die Glückverwöhnte. Und über Nacht brach etwas in ihr durch, das die Menschen hierzulande Heimweh nannten. Heimweh nach der glühenden Sonne und den schweigenden Silbernächten Asiens. Kaukasien winkte! Der Kontrakt war abgelaufen. Morgen konnte sie reisen, wenn sie wollte. — —

Mon Dieu! Wie lange hatte sie schon in den Spiegel gestarrt? Ja aber . . .! War sie denn von Sinnen? Ganz deutlich erblickte sie im Glas, wie sich die Tür zu ihrem eigenen Zimmer spaltbreit öffnete. Sekundenlang erschien im Rahmen — Spuk oder Wirklichkeit? — ein Menschenkopf . . . verschwand wie fortgeblasen.

Das Herz der kleinen Tänzerin schlug zum Zerspringen. Was tun? Die Hausbewohner alarmieren, die nicht da waren? Stand sie nicht, allem hilflos preisgegeben, inmitten Furcht und Grauen, die schwer im Raume lasteten? Müder Fatalismus ihrer Rasse lächelte: Kismet. Doch Sieger blieb in diesem Augenblick das stärkere Blut des Vaters. Peitschte sie zur Tür. Sie riß die angelehnte auf. Drehte Licht an. Flog dabei an allen Gliedern. Da! . . .

Lautlos zerteilten sich die Vorhänge eines Fensters. Tatja schrie und schloß die Augen. „Das Ende!" dachte sie und biß die kleinen scharfen Zähne krampfhaft aufeinander. Wie aus weiter Ferne drangen Worte halblaut an ihr Ohr; sie hörte Schritte über den weichen Teppich.

„Nich schreien, Fräulein, sonst — —!"

„Sonst?" rief Tatja mit dem Mute der Verzweiflung und schlug die Augen auf. Vor ihr stand ein ungebetener Gast. Armer, sauber gekleideter Schlucker, ein halber Junge noch, kein Durchtriebener. „Sonst?" wiederholte sie und faßte den semmelblonden jungen Menschen scharf ins Auge.

Der machte betreten eine eckige Bewegung. Suchte unbeholfen nach einer wohlverwahrten Waffe. Tatja lachte. Der Junge schien ihr ungefährlich. Wie täppisch er sich anstellte. Er tat ihr leid.

„Machen Sie keine Dummheiten!" meinte sie vorwurfsvoll. „Trinken Sie lieber eine Tasse Tee. Das ist gescheiter. Sie heißen?" —

„Hans Fritsch." —

Unter Tatjas geschickten Händen summte bald der Samowar. In aller Eile hatte sie einen russischen Punsch dazu gebraut, den sie der Vater einst gelehrt. Das löste dem Störenfried die Zunge. Er beichtete ihr alles. Die Fassadenkletterei in dieser Nacht sei mehr aus Sport denn aus Notwendigkeit geschehen. Er selbst, ein bißchen faul und knapp bei Kasse, war gestern seinem Lehrherrn, bei dem er's gut habe, einfach durchgebrannt.

„Ich dachte, so etwas tut man nur in Asien," sagte die Tänzerin versonnen. Der Junge staunte. Wie? Sie — eine kaukasische Tänzerin? Und bettelte: „Bitte, tanzen Sie für mich, einmal für mich."

Tatja tat's . . . Nie hatte sie ein besseres Publikum als diesen ehrlich ergriffenen jungen Menschen. Lilienanmut sang aus ihren leichten Schritten, nicht die Schwüle rohen Mohns. Heute nicht!

„Tatja!" flüsterte der Knabe. Da brach das neue Jahr über sie herein. Wie zwei freudenselige Kinder liefen sie hinaus auf den Balkon. Beugten sich weit über die verschneite Brüstung und lauschten.

Eherne Glocken klangen hoch zu ihren Häuptern durch die sternenklare Winternacht. Durch hellerleuchtete Straßen schoben sich ungeheure Menschenmassen wie dicker schwarzer Brei. Sangen, befreit vom Alpdruck der Vergangenheit, ihre junge Hoffnung dem neugeborenen Jahr entgegen.

„Sieh nur, Tatja!" rief der Junge. Sie aber stand, ein fremder, aufgescheuchter Vogel aus anderer Welt, in hauchfeinem Abendkleid, das sie noch nicht gewechselt, und schaute traumverloren auf das bunte Treiben. Ihre brokatenen Schuhe standen tief im Schnee. Erhitzt vom Tanzen, merkte sie es kaum. Sie lächelte . . . Die Glocken schwiegen. Der Lärm verebbte. „Du mußt nun gehen, Junge. Läufst sofort zu deinem Meister! Feiert er?" — „Ja!" stotterte Hans und sah bekümmert drein.

Da küßte Tatja Zarewna den störrischen Buben herzhaft auf den Mund. Strich ihm wie eine Mutter über den blonden Scheitel. „Viel Glück im neuen Jahr! Vernünftig bleiben, hörst du?" Ein letzter Händedruck. Er ging. —

Langsam schloß Tatja die Balkontür. Sie fühlte sich benommen. Taumelte ein wenig und dachte nichts als: Schlafen! . . .

Schon am nächsten Morgen durchtobte heftiges Fieber ihren zarten Körper. Der von der Pension herbeigerufene Arzt erklärte tiefernst: „Lungenentzündung . . . nicht zu spaßen!"

Die Temperatur der Kranken stieg bedenklich. Tatja phantasierte. Sie tanzte wieder in der Heimat. In schönheitstrunkenen Gärten kaukasischer Paläste, angetan mit perlmutterfarbenen Gewändern, schillernden Schleiern, goldenem Filigranschmuck. Sie, die schönste aller Odalisken. Vielleicht kam dann der junge Prinz, den sie in Trapezunt gesehen, vielleicht . . .

Arme, kleine Tatja! Er kam nicht. Aber ein anderer, der stärker war als alle Könige der Welt. Der drückte ihr mit knöcherner Hand die fieberglänzenden Augen zu.

Drei Tage nach Neujahr begrub man sie in fremder Erde . . .

Christian David Rauch.

Zum 150. Geburtstag des Künstlers am 2. Januar 1927.

Von Dr. Leonhard Bracht.

Die Statue im Charlottenburger Mausoleum, welche die Königin Luise von Preußen in Lebensgröße auf dem Ruhebett schlummernd darstellt, hat mit ihrem eigenen Ruhm den ihres Schöpfers begründet. Es ist wenig bekannt, daß dieses Werk in Italien vollendet wurde. Rauch war schon einmal in Italien gewesen, wo Wilhelm von Humboldt als preußischer Minister in Rom ihn beschützt und er mit Thorwaldsen und Canova freundschaftlich verkehrt hatte. 1811 wurde er nach Berlin berufen, um sich an der Einreichung von Entwürfen zu einem Denkmal der Königin Luise zu beteiligen. Sein Entwurf erhielt die Genehmigung des Königs. Während der Ausführung überfiel den Künstler jedoch ein Nervenfieber, das ihn zwang, nach Italien zu gehen. So geschah es, daß das so berühmt gewordene Werk zuerst in Rom bewundert werden konnte.

Christian Rauch war als Künstler außerordentlich produktiv. Seine Werke sind über ganz Deutschland verstreut. Im Antikentempel zu Potsdam wurde jene andere Luisenstatue aus Marmor aufgestellt, die Rauch kurze Zeit später aus eigenem Antrieb meißelte. Zu beiden Seiten der „Neuen Wacht" Unter den Linden zu Berlin stehen seit 1822 die Statuen von Scharnhorst und Bülow, in Carrara begonnen und in Berlin vollendet. Auch eine ausgezeichnete Goethe-Büste stammt von des Meisters Hand. Zum Andenken an den Sieg an der Katzbach steht in Breslau der in Erz gegossene Marschall Vorwärts, zu welchem riesigen Monument Rauch im Jahre 1820 das Modell vollendete. Ein anderes Blücherdenkmal, das Rauch im Auftrage des preußischen Königs ausführte, ziert seit 1826 den Platz zwischen dem Alten Palais und dem Opernhaus Unter den Linden. Im gleichen Jahre fertigte er das Modell zum Denkmal August Hermann Franckes, des Schöpfers der Halleschen Waisenstiftungen; ferner das Modell zum Goethedenkmal in Frankfurt a. M. Auf dem Maximiliansplatz in München steht seit 1836 die Statue des Königs Maximilian von Bayern, von Rauch modelliert und von Stiglmayr gegossen. Zu erwähnen ist noch das Lutherdenkmal in Wittenberg, die Albrecht Dürer-Statue in Nürnberg und das im Auftrage des Grafen Raczynski für den Posener Dom ausgeführte Monument der beiden ersten polnischen Könige Mieczislaw und Boleslaw Chrobry, das 1840 vollendet wurde. Inzwischen wurden auch die für die Walhalla bestimmten Victorien, vier jugendliche Göttinnen, vollendet. Zwei ähnliche Statuen wurden in Bronze auf den Piedestalen vor dem kleinen Pavillon im Schloßgarten zu Charlottenburg aufgestellt. Und außer dem Thorwaldsen-Monument, im Auftrage des Königs von Dänemark ausgeführt, und dem für die Walhalla bestimmten Dürer-Bildnis ist noch das im Jahre 1847 im Auftrage des Königs von Hannover für dessen Gemahlin vollendete Grabdenkmal im Mausoleum von Herrenhausen zu erwähnen, das in Form und Ausführung stark an das Charlottenburger Vorbild erinnert.

Rauch verstand es, in einer revolutionär anmutenden Weise das zu seiner Zeit moderne Kostüm bildhauerisch anzuwenden. Darin wirkte er bahnbrechend. Seine Vaterstadt Arolsen in Waldeck, der der Künstler eins seiner besten Werke, die in carrarischem Marmor ausgeführten Statuetten Glaube, Liebe und Hoffnung schenkte, wird heute ihren berühmten Sohn feiern, wie jeder Kunstfreund seiner als eines gefeierten Meisters des Meißels gedenkt.

Zwei Partien.

Eine Offenbach-Anekdote, erzählt von Hans Hammer.

In Baden bei Wien kam Offenbachs „Prinzessin Trapezunt" zur Uraufführung. Ein Mitarbeiter eines führenden französischen Blattes bat einen Kollegen, ihn im Zwischenakt mit Offenbach bekannt zu machen. Man ging hinter die Bühne, aber Offenbach war im Zwischenakt nicht zu finden.

„Ich weiß, wo er ist", sagte der mit den Zuständen in Baden und Offenbachs Leidenschaft Vertraute und schlug den Weg zum nahen Kursaal ein. — „Da haben Sie ihn!" —

Der Fremde sah einen Herrn, der ruhig Rouge et noir spielte. Auch hier mußte der Zwischenakt zwischen zwei Spielserien abgewartet werden. Dann stellte man dem Franzosen Offenbach vor.

„Sie haben nie an der Roulette gespielt?" fragte der Künstler. — „Nein!" — „Dann tun Sie mir wohl den Gefallen, mir mit Ihren jungfräulichen Händen diese Rolle Geldes aufzubrechen!" —

Fünf Minuten später hatte Offenbach etwa 12 000 Frank gewonnen. Aus dem Theater hörte man heftiges Läuten. „Man ruft mich", sagte Offenbach, „gehen wir eine andere Partie gewinnen!" Und er gewann auch die nächste am Dirigentenpult.

Bunte Chronik

* **Vom Kammermädchen zum Minister.** Der neuen sozialistischen Regierung von Finnland gehört als Minister für soziale Angelegenheiten Fräulein Silaanpa an, die früher Kammermädchen gewesen ist. Sie hat seinerzeit eine Organisation ins Leben gerufen, gründete dann eine Zeitung und war längere Zeit Vorsteherin einer Gesellschaft für Eß- und Kaffeehäuser. An mehreren sozialistischen Zeitungen war sie Mitarbeiterin. Im Jahre 1917 wurde sie in Helsingfors in den Gemeinderat gewählt. Und heute ist das ehemalige Kammermädchen ein richtiggehender Minister.

*

* **Geharnischte Pferde beim Stiergefecht.** In Spanien werden von seiten der Regierung Versuche mit einem Harnisch für Pferde unternommen, die zum Stierkampf verwendet werden. Liefern die Versuche ein gutes Resultat, so wird der Harnisch allgemein in Spanien zwangsweise eingeführt werden. Man hofft auf diese Weise die abscheuliche Mißhandlung von Pferden, die bisher den Stiergefechten eigen war, zu vermeiden, ohne dem Schauspiel seinen Reiz zu rauben. Das Stechen des Stieres durch berittene Picadores hält man für notwendig, um das Tier genügend für die nächste Phase des Kampfes zu erschöpfen. Die hierbei verwendeten Lanzen können nur einige Zentimeter tief in den Hals des Tieres eindringen. Der Stier muß wenigstens drei Stiche in die Nackenmuskeln erhalten, und ein gewandter Picador hat die Lanze so in den Nacken zu stoßen, daß er den Stier genügend in der Gewalt behält, um den Angriff des wütenden Tieres auf sein Pferd zum Stehen zu bringen. Dies bringt für den Picador selbst die Gefahr mit, daß die geringste Abweichung beim Stechen sein Leben bedroht. Aus diesem Grunde opfern die meisten Picadores im kritischen Augenblick lieber ihr Pferd. — Es ist ein Preisausschreiben für Entwürfe geeigneter Harnische ausgeschrieben worden. Gelingt es, auf diese Weise das Leben der Pferde etwas mehr zu schonen, so können die Unternehmer bessere und stärkere Reittiere in die Arena bringen lassen, — ein Anreiz für die Picadores, von sich aus schonender mit den Pferden umzugehen. Auf diese Weise würde man zurückkehren zu den glanzvollsten Zeiten in der Geschichte der Stiergefechte, als es für den Picador eine Ehrensache war, daß sein Pferd unverletzt blieb.

Lustige Rundschau

* **Streng.** Frau Bissig zum stellesuchenden Dienstmädchen: „Was? Ausgang wollen Sie alle 14 Tage? — Das kriegt ja bei mir nicht einmal mein Mann."

*

* **Aus der Schule.** „Wieviel machen 6 + 4?" — „9." — „Nein." — „Dann 11." — „Aber nein. Warum denn nicht 10?" — „Weil die Lehrerin gesagt hat, 5 + 5 = 10."

*

* **Geld- oder Liebesheirat.** „Ich bin überzeugt, daß bisher nur wegen meines Geldes um mich angehalten worden ist. Ich möchte aber nur einen Menschen heiraten, der mich nur meiner selbst willen heiratet." — „Meine Liebe, du solltest doch wissen, daß die Zeit der Wunder vorbei ist."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.